

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alaa al-Aswani

Der Automobilclub von Kairo

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

4

»KÔ«, EIN LUFTSTOSS AUS DER KEHLE bei Öffnung des Mundes und Rundung der Lippen, so wird es ausgesprochen. Im Nubischen bezeichnet das Wort den Häuptling oder den Ältesten. Im Automobilclub aber bezeichnet es noch Größeres und Höheres. Dort ist der Kô so etwas wie ein mythisches Wesen, ein Vogel Greif aus dem Märchen, nah und fern, möglich und unwahrscheinlich, wirklich und phantastisch. Über ihn erzählt man sich alle möglichen Geschichten, und niemand glaubt so recht, dass er wirklich existiert, bis er sich plötzlich zeigt und dann ebenso plötzlich wieder verschwindet und alle unter seinem erschütternden, erschreckenden Eindruck zurücklässt. Der Kô ist eine real existierende Person. Mit vollem Namen heißt er Kâssim Muhammad Kâssim, er ist ein über sechzigjähriger Nubier aus dem Sudan. Er spricht Arabisch mit schwerem Akzent und verwechselt ständig er und sie. Aber er spricht recht flüssig Französisch und Italienisch und schreibt auch beides, wenn auch mit Schwierigkeiten. Der Kô ist zweierlei, nämlich gleichzeitig Herr und Knecht. Eigentlich ist er Kämmerer des Königs, Garderobeverantwortlicher, der Seiner Majestät beim An- und Auskleiden behilflich ist. Der Kô ist der wichtigste Garderobeverantwortliche im Palast, außerdem der älteste und derjenige, der Seiner Majestät am nächsten steht. Sein Verhältnis zu Seiner Majestät geht weit über seine eigentliche Aufgabe hinaus.

Er hat schon die Geburt Seiner Majestät, des Königs, miterlebt. Er hat seinen edlen Leib schon als Säugling auf dem Arm gehalten und mit aufrichtiger Freude beobachtet, wie er herumkrabbelte und dann seine ersten Schritte machte, wie er seine ersten unverständlichen Laute artikulierte. Wenn Seine Majestät als Junge auf die Jagd ging, war der Kô dabei; auch als er aufs Fahrrad stieg oder Französisch lernte. Er war der Einzige, der wusste, dass Seine Majestät sich krank stellte, um sich Lektionen zu entziehen, mit denen widerwärtige Lehrer ihn quälten. Der Kô war es auch, der Süßigkeiten aus der Palastküche stibitzte und sie in den Flügel Seiner Majestät brachte, als dieser noch ein Kind war und die englische Gouvernante ihm ein strenges Essregime auferlegt hatte, um sein Gewicht zu reduzieren. Der Kô war es auch, der – in allen Ehren – die ersten Rendezvous Seiner Majestät mit schönen Damen aus der Aristokratie arrangierte, um ihm ein Ventil für seine überschäumende adoleszente Energie zu verschaffen. Als Seine Majestät zum Studium nach Großbritannien reiste, bestand er darauf, dass der Kô ihn begleitete. Doch zwei Jahre später starb der König plötzlich, und der Prinz musste nach Ägypten zurück und den Thron besteigen. Damals gewann der Kô einen nie dagewesenen, immensen Einfluss im Palast. Er war es, der morgens die gesamte königliche Korrespondenz öffnete, egal wie wichtig oder persönlich sie war, und sie allmorgendlich Seiner Majestät, dem König, vorlas, im Allgemeinen während dieser schaumbedeckt in der Badewanne lag und Elena, die griechische Pediküredame, sich mit seinen Nägeln, seinem Bart, seinem Schnurrbart und seinen Koteletten beschäftigte. Der Kô trug die Briefinhalte mit lauter Stimme vor, Seine Majestät lauschte und kommentierte dann mit ein oder zwei Worten: »Zugestimmt« ... »Abgelehnt« oder »Noch nicht«. Manchmal, wenn Seine Majestät aus irgendeinem Grund beunruhigt oder mit den Gedanken weit weg war, be-

wegte er sich in der Badewanne und erzeugte mit seinem mächtiger Körper einen Wellenschlag wie ein riesiger Fisch. Dann konnte er ihm auch ein Zeichen mit der Hand geben und sagen:

»Mach es selber, Kâssim.«

In diesem Fall beantwortete der Kô die dringlichste Korrespondenz selbst. Er verfügte dieses und jenes in einem meist nicht fehlerfreien Französisch. Der Kô war also das eigentliche Tor zum König, er stand diesem um vieles näher als jede andere Person in der Regierung oder der Administration. Eine berühmte, oft erzählte Geschichte verdeutlicht das: Als einmal der ägyptische Premierminister al-Dabbâgh Pascha um eine Audienz mit dem König bat, wollte der Kô wissen, worum es dabei gehen sollte. Diese Frage ließ den Premierminister zornrot anlaufen. Er fand es entwürdigend, dass er, ein Absolvent von Oxford, einem Diensthofen den Anlass seines Gesprächs mit dem König mitteilen sollte. Er antwortete dem Kô in seiner aristokratisch eleganten und gleichzeitig überheblichen Sprache:

»Wenn der ägyptische Premierminister um ein Gespräch mit Seiner Majestät, dem König, nachsucht, ist wohl niemand befugt, ihm Fragen nach dessen Anlass zu stellen?«

Am folgenden Tag bestellte der König den Premierminister zu sich und forderte ihn ganz bewusst nicht auf, Platz zu nehmen, sondern deutete auf den Kô und sagte: »Ich wünsche, dass er versteht, dass dieser Mann Uns repräsentiert. Wer ihm Respekt zollt, zollt Uns Respekt.«

Der Premierminister verneigte sich tief und stammelte eine Entschuldigung.

So hatte sich ein weiteres Mal die einflussreiche Stellung des Kôs im Palast bestätigt, die alle Minister und Politiker um seine Gunst buhlen ließ. Tief in ihrem Innern verachteten sie ihn, bemühten sich aber, diese Verachtung so gut es ging zu verbergen. Für sie war der Kô nichts anderes als ein schwarzer Domestik,

ein ignoranter, plebejischer und ordinärer Garderobeverantwortlicher. Aber sie bemühten sich, ihm Honig um den Bart zu streichen, denn seine Macht, zu nützen und zu schaden, war grenzenlos. Er war imstande, Seine Majestät gegen jedwede Person aufzubringen oder für jedwede Person einzunehmen, ganz nach Belieben. Er hatte die Zeichen der seelischen Befindlichkeit des Königs verinnerlicht, außerdem verfügte er über eine enorme Lebenserfahrung, einen scharfen Intellekt und eine außergewöhnliche Menschenkenntnis, die ihm auf Anhieb sagte, mit wem er es zu tun hatte. Seine Art, dem König Ereignisse oder Personen zu präsentieren, könnte mit Gewinn als Anschauungsmaterial auf Diplomatenschulen dienen. Mit einem Blick erfasste er, ob der König gnädig oder ungnädig gestimmt war, und entschied entsprechend, was er ihm vorlegen konnte und was er von ihm fernhalten musste. Manchmal sprach der Kô einen oder mehrere Tage kein einziges Wort und erfüllte lediglich die Aufträge seines Herrn. Manchmal sagte ihm seine Erfahrung, dass es Raum zum Reden gab oder dass der König seine Meinung brauchte. Wenn der Kô über jemanden sprach, so geschah das nicht in Form eines direkten Berichts, sondern auf kunstvoll verschlungenen Wegen: Er erzählte allerhand Geschichten über die Person und gab die Ansichten bestimmter Leute über ihren Charakter zum Besten, woraus der König immer genau die vom Kô erwünschten Schlüsse zog. All das praktizierte der Kô leicht und locker, wie ein Fußballspieler, der auf tausendfach erprobte Weise aufs Tor schießt.

Aber das war nur eine Seite der Persönlichkeit des Kô. Er besaß noch eine andere, nicht weniger wichtige: Er war Oberhaupt des gesamten Dienstpersonals im königlichen Palast. Er war – nach Gott dem Allmächtigen – die einzige Kontrollinstanz in ihrem Tun und Lassen, ihrem Leben und Leiden. Wenn der königliche Hof Dienstpersonal brauchte, schickte der Kô die

Sklavenhändler los, damit sie den ägyptischen Süden durchstreiften, zumal Nubien und Assuan, und nach jungen Männern suchten, die intelligent waren, gesund, körperlich stark und über einen einwandfreien Leumund verfügten. Anwärter wurden aus Oberägypten ins Büro des Kô im Abidîn-Palast geschafft, wo der Kô sie einer sorgfältigen Prüfung unterzog und sie danach entweder nahm oder dorthin zurückbringen ließ, woher sie gekommen waren. Mit einem prüfenden Blick und einem kurzen Wortwechsel vermochte der Kô herauszufinden, ob jemand vorlaut oder intrigant, nervös oder aufdringlich, alkohol- oder haschisch-süchtig war. All das genügte, um den Anwärter auszuschließen. Die genehmen Anwärter verbrachten danach einige Wochen in der Schule, einem zweistöckigen Gebäude auf dem Palastareal. Dort erhielten sie einen Einblick in die Kunst des Dienens, *l'art du service*, wie der Kô das in seinem feinen, etwas gestelzten Französisch nannte. Der Unterricht setzte sich aus vier Teilen zusammen.

Erstens: die persönliche Hygiene. Zum täglichen Baden sommers wie winters gehört es, den Körper intensiv zu schrubb- ben, besonders am Hals und unter den Achseln, und zwar mit Schweißentferner, dann den Bart zu schneiden und sorgfältig zu glätten. Auch das Zähneputzen am Morgen wie am Abend mit Zahnbürste und Zahnpasta, das Waschen und Scheiteln der Haare. Äußerste Sorgfalt ist auf das Abreiben der Fersen und auf das Schneiden von Finger- und Fußnägeln zu legen.

Der Kô wachte streng über die Einhaltung dieser Regeln, so dass sie dem Dienstpersonal nach und nach zur Gewohnheit wurden, von der sie nicht mehr loskamen. Er führte ständige Inspektionen durch. In jedem Augenblick konnte er einen Diener auffordern, den Mund zu öffnen oder ihm Rücken oder Hals zu zeigen oder die Fingernägel zu präsentieren. Nicht selten befahl er gar einem Bediensteten, Schuhe und Strümpfe auszuziehen

und ihn seine Füße sehen zu lassen. Und wehe, wenn er entdeckte, dass die Nägel lang und schmutzig oder die Füße verreckt waren. Dann setzte es Schläge, und die Stimme des Kô donnerte durch die Hallen: »Wie kannst du es wagen, Königen zu dienen, und das mit dreckigen Füßen, du Vieh.«

Zweitens: das ordentliche Äußere. Alle Kaftane des Dienstpersonals, egal welcher Machart oder Farbe, haben sauber gewaschen und ordentlich gebügelt zu sein. Ein fehlender Knopf, ein zerknitterter Kragen oder ein kleiner Fleck genügen, und der fehlbare Diener wird streng bestraft. Die Strümpfe haben neu und sauber zu sein und ordentlich zu sitzen. Die Schuhe sind täglich zu putzen und so zu polieren, dass man sich darin spiegeln kann.

Drittens: das Benehmen des Dienstpersonals. Das war vielleicht der wichtigste Teil. Dienen setzt sich zusammen aus Gespür, Demut, Diskretion, Genügsamkeit, Achtung angesichts einer gewaltigen Überlegenheit. Der wahre Diener genießt den Gehorsam, er ist stolz auf Demut, seine eigentliche Qualität liegt in der Art, wie er »Zu Diensten« zu sagen weiß. Mit dem Herrn zu diskutieren ist ein Vergehen. Zwischen Diener und Herr gibt es keine unterschiedlichen Gesichtspunkte, keine Frage nach Richtig oder Falsch. Es gibt nur den Willen des Herrn, seinen Befehl, seinen Wunsch und sein Denken. Das ist die Wahrheit, und es gibt keine andere neben ihr.

In den Palästen fand die Herrin meist nichts dabei, den Diener ins Zimmer zu rufen, auch wenn sie nur mit einem Nachthemd bekleidet war, das ihre Reize zeigte. Für sie war der Diener kein Mann, sondern eben ein Domestik, niemand, auf dessen Gefühle man einen Gedanken verschwenden, bei dem man mit Erregung oder Reizung rechnen musste. Der echte Diener ist ein Mitlaut, ein Konsonant: Er existiert zwar, aber er klingt nicht für sich allein; er darf keinerlei Aufmerksamkeit auf

sich lenken. So ist ihm beispielsweise untersagt, eine elegante Uhr oder eine Halskette zu tragen. Alles, was ihn irgendwie besonders machen könnte, ist ihm verboten. Der Herr darf ihn nur bemerken, wenn er ihn braucht. Die gewaltige Barriere zwischen Herr und Diener spiegelt eine festverankerte, auf immer unveränderliche kosmische Realität, wie der Aufgang der Sonne und der Lauf des Mondes. Irgendwann einmal, unter Einfluss guter Laune, einer erfreulichen Nachricht oder eines Glases zu viel, kann der Herr dem Diener gegenüber jovial auftreten. Dann sollte sich der Diener danach richten, sich aber gleich darauf wieder zurücknehmen, sich verneigen und dem Herrn die Zigarette anzünden, einen neuen Aschenbecher hinstellen, den Tisch abwischen, die Teller abtragen, irgendeine Geste, um dem Herrn deutlich zu machen, dass die joviale Geste durchaus als Ausnahme verstanden wurde.

So lehrte der Kô die Dienerschaft, wie man sich dem Herrn gegenüber ehrerbietig erweist, wie man ihn mit dem angemessenen Titel anredet: wann man Exzellenz, wann Hoheit, wann Erlaucht sagt, wie man zwischen einem Prinzen und einem anderen Angehörigen der Königsfamilie, zwischen Pascha und Bey unterscheidet, wie man mit gedämpfter, unterwürfiger Stimme spricht und dazu immer leicht und bescheiden lächelt, wie man dem Herrn den Vortritt lässt, da ein Diener niemals neben ihm geht (das würde ihn zum Ebenbürtigen machen), sondern genau zwei Schritte hinter ihm, nicht mehr und nicht weniger. Von dieser Regel gibt es nur eine einzige Ausnahme: wenn der Herr den Diener auffordert, ihm einen bestimmten Ort zu zeigen. In diesem Fall geht der Diener einen Schritt voraus und zeigt den Ort, kehrt jedoch, kaum dass der Herr im Bilde ist, an seinen Platz hinter ihm zurück und hält den erforderlichen Abstand ein.

Die Clubmitglieder durften jederzeit einen fehlbaren Diener

bestrafen, und zwar auf die Art, die aus Europa bekannt war. Jederzeit konnte »le Cahier« verlangt werden, ein spezielles Heft, in dem Mitglieder Beschwerden über die Dienerschaft festhielten. Eine solche Beschwerde wurde direkt an den Kô weitergeleitet, der den Fehlbaren ohne Milde bestrafte. Wer sich über einen Diener ärgerte, verlangte sofort das Cahier. Und wenn sich der Fehlbare dann entschuldigte und ihn anflehte, die Beschwerde zurückzuziehen, ließen die meisten Gnade vor Recht ergehen, aber einige kannten keine Nachsicht und bestanden darauf, der Diener müsse es zu spüren bekommen.

Viertens: der Super-Bückling. Dabei handelt es sich um einen von den Türken eingeführten Gruß, den man nur Mitgliedern der königlichen Familie entbietet. Wer ihn beherrschte, hatte die Dienerschaftsschule erfolgreich absolviert und war für die Arbeit qualifiziert. Der Vorgang dieses Grußes besteht darin, sich unter mehrfacher Verneigung rückwärts Richtung Tür zu entfernen. Die zentrale Idee dabei ist, dass der Diener niemals Seiner königlichen Hoheit den Rücken zuwendet. Der Bewegungsablauf verlangt eine gewisse Geschicklichkeit und ein hohes Maß an Konzentration und will lange geübt sein, weil der Diener dabei rückwärts gehen muss und jeden Augenblick ausrutschen, mit einem hinter ihm Stehenden zusammenstoßen oder etwas umwerfen könnte. Der Kô wiederholte ständig vor seinen Schülern, dass ein solcher vollendeter Abgang die Augen eines Adlers, die Leichtigkeit einer Gazelle und die Schlaueit eines Fuchses verlange. Um ihn durchzuführen, müsse man den Ort in- und auswendig kennen, man müsse sich die Linie des rückwärts zu gehenden Wegs genauestens eingepägt haben, müsse wissen, wo man einem Stuhl, wo einem Tisch auszuweichen und wie man sich über freien Raum zurückziehen habe, mit Abstand zu anderen Anwesenden, um schließlich zur Tür zu gelangen. Der Super-Bückling galt als eines der Ruhmesblätter des

Kô, auf das er sehr stolz war. Schon als Junge war er in der Lage, ihn in den größten Räumen, selbst wenn diese voller Gäste waren, mit unvergleichlicher Geschicklichkeit durchzuführen. Vom König entlassen, entfernte er sich mit atemberaubender Behändigkeit rückwärtsgehend. Unter mehrfacher Verbeugung und Menschen, Tische und Stühle sicher umlaufend, bewegte er sich zur Tür, als hätte er hinten Augen.

Wenn die Kandidaten diesen Abgang beherrschten und der Kô von ihren Fähigkeiten überzeugt war, verteilte er sie auf verschiedene Stellen. Diejenigen mit pechschwarzer Haut kamen in einen herrennahen Dienst, als Kellner oder Kämmerer, diejenigen mit hellerer Haut schickte man zu herrenferneren Tätigkeiten, im Küchen-, Wach- oder Gartendienst. So wollten es die Regeln. Das pechschwarze Gesicht eines Dieners verlieh dem Herrn umso mehr wahre Eleganz. Ein Gedanke, der möglicherweise aus der Tradition der Sklavenhaltung stammt, vielleicht auch, weil die helle Haut des Dieners diesen dem Herrn zu ähnlich macht, was zum Gedanken einer, wenn auch nur entfernten, Ebenbürtigkeit verleiten konnte.

Auch nach der Verteilung der Diener auf ihre verschiedenen Stellen blieb der Kô für sie zuständig. Keinem war es gestattet, irgendwelche Zuwendungen für sich zu behalten. Man hatte sie sofort an den Oberdiener weiterzureichen, der sie am Ende des Tages in die Trinkgeldkasse warf. Den Dienern war es streng verboten, auch nur das geringste Geldstück in ihrem Kaftan zu behalten. Die wertloseste Münze konnte heftige Bestrafung nach sich ziehen. Der Kô behielt die Hälfte aller Trinkgelder für sich und verteilte die andere Hälfte, entsprechend Alter und Stellung, auf die Dienerschaft. Dieses als Tronc, Schatulle, bekannte System war heilige Regel, wer ihm zuwiderhandelte, war strengen Strafen ausgesetzt.

Nicht unterstellt waren diesem System die Obersten in der

Dienerschaft, zum Beispiel der Küchenchef Rikâbi, Maître Schâkir, Bachr, der Barman, und der Croupier Jûssuf Tarbûsch. Diese heimsten durch ihre Stellung enorme Summen ein, von denen sie einen Teil, Bonus genannt, an den Kô abführten. Der Kô kümmerte sich auch um die Unterbringung der Dienerschaft in Wohnungen in der Umgebung des Abidîn-Palasts. Die Unverheirateten lebten zu dritt oder zu viert zusammen, die Verheirateten mit ihren Familien in eigenen Wohnungen. Der Kô verfolgte die kleinsten Details ihres Lebens aufmerksam. Er erfuhr alles über sie, einschließlich der Namen ihrer Kinder, und nichts davon vergaß er je. Er war es, der sie verheiratete, der sich um ihre Ausstattung kümmerte, der sich um sie sorgte. Häufig schlichtete er auch ehelichen Zwist. Wenn die Frau sich schlecht behandelt sah, konnte sie sich beim Kô beschweren, der sich beide Seiten anhörte, eine Entscheidung traf und dann darauf achtete, dass sie auch eingehalten wurde. Er konnte dann durchaus auch den Eheleuten einen Besuch abstatten, um sich selbst davon zu überzeugen, dass alles in Ordnung war. Am Wort des Kô wurde nichts gedreht und nichts gedeutelt, seine Entscheidung war Gesetz, das keine Ausnahme zuließ und gegen das kein Einspruch möglich war. Hin und wieder kam bei der Dienerschaft verhaltener Unwillen auf. Man steckte die Köpfe zusammen und klagte über die Unbarmherzigkeit des Kô. Doch in ihrem klagenden, kummervollen Singen lag neben dem Schmerz immer auch etwas Lust – wie bei einer Ehefrau, die von ihrem Mann gekonnt befriedigt wird und die doch klagt, er sei etwas unsanft mit ihr umgegangen. Und man weiß nicht so recht, ob sie unter seinem Vorgehen gelitten oder dieses geschätzt hat.

Diese unangefochtene Macht, die der Kô über die Dienerschaft ausübte, verschwand angesichts der Ausländer von einem Tag auf den anderen und wurde gar in ihr Gegenteil verkehrt.

Unter dem Dienstpersonal war der Kô der ungekrönte König, doch kaum erschien ein Ausländer, verneigte auch er sich, ging ihm voraus, öffnete ihm beidhändig die Tür zum Saal oder zum Aufzug. Er zeigte sich den Ausländern gegenüber ehrerbietig und willfährig, da er unverbrüchlich an die Überlegenheit der weißen Rasse glaubte. Seine Überzeugung lautete: »Der Ausländer ist immer schöner und intelligenter als wir. Der Umgang mit ihm ist eine Ehre für uns, egal ob Araber oder Nubier.«

Sich vor einem Ausländer zu verbeugen beeinträchtigte nicht die Würde des Kô, im Gegenteil, es verstärkte sie. So schien er der Dienerschaft zu verstehen zu geben: Seiner Majestät, dem König, und den Ausländern gegenüber bin ich Diener; für euch bin ich Herr und Meister.

* * *